



Kirche mit Zukunft

Gemeinsam an der Zukunft arbeiten in Gemeinden und üpD

1. Zukunftsbilder

Warum reden Menschen von der Zukunft? Ich denke an meine Schulzeit zurück, in der Anfang oder Mitte der 60er Jahre ein Standardthema von Klassenaufsätzen hieß: »Wie stelle ich mir das Jahr 2000 vor?« Im Kontext der DDR-Volksbildung hatte man sich die Zukunft natürlich positiv und nicht nur allgemein-rosa, sondern möglichst sozialistisch-rot vorzustellen. Aber auch unabhängig von solchen ideologischen Erwartungen der Schulleitung war es uns damals – 15, 20 Jahre nach dem Kriegsende – ganz selbstverständlich, dass wir die Vergangenheit als eine höchst problematische Zeit empfanden, die Gegenwart als eine Zeit mit allerhand Schwierigkeiten und Entbehrungen, die man zu ertragen hatte, die Zukunft aber als Zeit der Hoffnung verstanden. Viele Traumbilder von einer technisch perfekten Welt im Überfluss oder von einer glänzenden persönlichen Karriere projizierten wir in die Zukunft. Und vielleicht lasen sich die Aufsätze bundesdeutscher Schülerinnen und Schüler damals ganz ähnlich: die Zukunft als Zeit der Hoffnung.

Wenn wir heute in der Gesellschaft und in der Kirche von der Zukunft reden, dann geschieht das wohl aus anderen Motiven heraus. Zukunftskonferenzen und Zukunftskommissionen sollen vor allem Wege aus gefährlichen Krisen suchen. An die Stelle utopischer Zukunftsbilder ist nüchterner, oft aber auch ängstlicher Realismus getreten, dessen Hoffnungen sich auf die Erwartung reduzieren, dass es vielleicht doch nicht ganz so schlimm kommt, wie man

aufgrund der neuesten Statistiken befürchten muss. Bischof Huber hat in seinem Buch »Kirche in der Zeitenwende« die gegenwärtigen Krisen der evangelischen Kirchen in Deutschland – vor allem der ostdeutschen – treffsicher mit Namen genannt und von der »Mitgliederkrise«, der auch mit ihr zusammenhängenden »Finanzkrise«, der »Mitarbeiterkrise« (eine Krise der Motivation der Mitarbeiter und ihres Vertrauens in die Institution Kirche), von der »Vereinigungskrise« (die komplizierten kirchlichen Umstellungen nach der deutschen Einheit), von der kirchlichen »Organisationskrise« und von der »Krise des Krisenmanagements« gesprochen. Die wesentliche Krise aber, die er der Kirche gegenwärtig attestiert, nennt er eine »Orientierungskrise« – eine grundlegende Unsicherheit, wie der Weg der Kirche zwischen Modernisierung und Traditionsbestimmtheit gefunden werden kann und wie die Glaubensbotschaft die Menschen von heute erreichen könnte.¹

Ohne Frage ist es wesentlich, dass die Kirche Wege aus der Fülle der gefährlichen Krisen findet. Und dennoch halte ich es für ein Problem, wenn sich das Nachdenken über die Kirche der Zukunft bzw. über eine Kirche mit Zukunft auf die erfolgreich scheinenden Strategien reduziert, mit deren Hilfe man die sich gegenwärtig abzeichnenden Krisen überwinden könnte. Solche Zukunftsüberlegungen sind relativ stark von – gut begründeten – Ängsten veranlasst, und oft nehmen sie ihr Vorstellungsmaterial aus der Vergangenheit, aus der heraus die Autoren denken und argu-

Inhalt

■ Artikel

Dr. Wolfgang Ratzmann,
Kirche mit Zukunft 97

Dr. Hans-Gerhard Koch,
Gemeinsam an der
Zukunft arbeiten 102

Katharina Kemnitzer,
Wir brauchen einander 104

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 110

■ Aussprache

Hadwig Abel,
Auch Namen sind Bilder 106

Dr. Arthur Dietrich,
Gottesbilder 106

Dieter Helbig,
Gott-Väterlein 106

Daniel Wagner,
Nichts vertuscht 107

Heimfried Heller,
Bischöflich handeln 107

Dr. Arthur Dietrich,
Taufen, wo ihr könnt 108

Wilhelm Bogner,
Wie schön, so viele
Steuerleute! 108

Gerhard Nemeč,
Gut gemeint und voll daneben 108

Erich Puchta,
Miteinander unterwegs 109

■ Hinweis

Verein,
Deutscher PfarrerInnentag 107

Predigerseminar,
50 Jahre PS Bayreuth 109

■ Ankündigungen

111

mentieren. Wenn die Zukunft von Ängsten überschattet ist, verblassen alle positiven Zukunftsbilder. Alles Neue, das da kommen mag, wirkt dann nicht mehr faszinierend und stimulierend, sondern eher hemmend und beängstigend.

Deswegen möchte ich zunächst – bevor ich auf das Miteinander von Gemeinden und überparochialen Diensten eingehe – uns nach unseren Zukunftsbildern befragen. Reden wir hier von der »Kirche mit Zukunft«, weil wir in den gegenwärtigen Finanzkürzungen die eine oder andere Arbeitsform überproportional benachteiligt finden und weil wir um Verständnis für die besondere Notwendigkeit der je eigenen Arbeit werben wollen? Oder suchen wir zugleich nach einem Zukunftsbild, das unseren Blick über die Finanzkürzungen, Stellenstrukturen und Verwaltungskorrekturen ein Stück hinausheben und aus den Ängsten von heute auch ein wenig in die ungeahnten Möglichkeiten von morgen führen kann?

Es kann sein, dass jetzt alle Realisten unter Ihnen hellhörig werden und argwöhnen, ich wolle jetzt eine utopisch-utopistische Flucht aus der Mühsal der kirchlichen Gegenwart in eine ganz andere goldene Zukunft antreten. Aber das liegt mir fern. Ich gehe vielmehr sehr realistisch davon aus,

- dass vermutlich trotz aller Bemühungen die Kirchensteuereinnahmen in Deutschland eher abnehmen werden und dass es kaum gelingen wird, die Ausfälle durch alternative Einnahmen auszugleichen,
- dass die Zahl der evangelischen Kirchenglieder in ganz Deutschland vermutlich weiter zurückgehen wird, auch wenn es dabei regional erhebliche Unterschiede geben kann,
- dass die Aufgabe der »Kommunikation des Evangeliums« in einer religiös und weltanschaulich immer pluraler werdenden Gesellschaft und unter den Bedingungen der religiösen Individualisierung eher schwieriger als leichter werden dürfte.²
- Und schließlich: dass es dabei in Deutschland ziemlich unterschiedliche Entwicklungen im Blick auf Wachstum und Stabilisierung der Kirchen bzw. deren Destabilisierung und Rückgang geben wird. Sie sind die Folge der weiter anhaltenden Abwanderungen jüngerer und leistungstarker Personen vor allem

aus dem Osten in wirtschaftlich attraktivere Zonen und einer viele Jahrzehnte betriebenen antikirchlichen Politik in der früheren DDR. In Dörfern und Stadtteilen, die sichtbar veröden, kann sich auch kein gesundes kirchliches Leben entwickeln.

Es ist wahr: Wir müssen die Wirklichkeit sehen, wie sie ist. Aber wir brauchen zugleich eine trans-reale Perspektive, Bilder, auf die die gegenwärtige Wirklichkeit von Kirchlichkeit und Religiosität bezogen wird. Wir brauchen solche Vorstellungsbilder zur Motivation und zur Orientierung auf dem Weg in die Zukunft. Wer über den Weg der Kirche nachdenkt, wird dabei an die verschiedenen neutestamentlichen Bilder von der Kirche ebenso erinnert wie an die modernen Versuche, in Entsprechung zur Konzeptionsentwicklung in Unternehmen und Organisationen sogenannte »Leitbilder« für die Entwicklung der Kirche einer Region oder einer Gemeinde zu finden. Solche Leitbilder unterscheiden sich von Zukunfts-»Visionen« vor allem durch ihre bessere Wirklichkeitsnähe.³ Auch wenn sie über die Situation hinaus denken, reagieren sie zugleich bewusst auf spürbare gegenwärtige Herausforderungen und Defizite. »Den Menschen sehen«, lautet beispielsweise das Leitbild für das Entwicklungsprogramm des evangelisch-lutherischen Dekanats Nürnberg, mit dem eine oft als bürokratische Organisation erlebte Kirche verändert und ihre seelsorgerliche und spirituelle Kraft stärker gefördert werden soll.

Was ist mein Zukunftsbild für die Kirche? Seit ich Mitte der 80er Jahre Reiner Strunks Buch »Vertrauen. Grundzüge einer Theologie des Gemeindeaufbaues« gelesen habe,⁴ fasziniert mich der Gedanke, dass die Kirche auf Grund der ihr eigenen Botschaft des Gottvertrauens, das auch Vertrauen zu anderen Menschen freisetzt, als »Modell für eine Kultur des Vertrauens« verstanden werden kann. Vom leitenden Motiv des Vertrauens her ergeben sich einleuchtende Konsequenzen, nach innen vertrauensfördernde Verhaltensweisen und Strukturen zu schaffen und nach außen – vor Ort ebenso wie global – Grenzen des prinzipiellen Misstrauens und der Verfeindung zu überschreiten und auch hier zur Vertrauensbildung beizutragen. Die Kirche als Ort einer Kultur des Vertrauens, eines Vertrauens, das wir im Kern nicht »machen« können, sondern mit dem Glauben geschenkt bekommen,

das dann aber persönlichkeitsprägend und wirklichkeitsgestaltend wirken kann und soll – dieses Zukunftsbild hat für mich durch die ostdeutschen Gemeinden in der Wendezeit Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre eine überraschende Plausibilisierung und Realisierung erfahren, als viele Menschen in die Kirchen strömten, um in den Friedensgebeten neue Zuversicht, neues Lebensvertrauen, zu erhalten, und als von dort viele mit der Botschaft der Gewaltlosigkeit auszogen, als bald runde Tische entstanden – sichtbare Strukturen des Vertrauens – und gemeinsam nach Lösungen für die vielen nun anstehenden Probleme gesucht wurde. Und es korreliert in seiner Weise mit einer gesellschaftlichen Analyse, die Ulrich Beck unter dem Titel »Risikogesellschaft« ein Jahr später auf den Markt gebracht hat⁵ und in der er mit einem quasi prophetischen Spürsinn die Zunahme der ökologischen, politischen und individuell-moralischen Risiken am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts vorweg entworfen hat. Die Kirche als Ort einer Kultur des Vertrauens – mit einem solchen Bild lassen sich sowohl manche innere Zweifel angehen, ob denn die Kirche in einer so anders werdenden Gesellschaft überhaupt noch gebraucht werde, und es könnte zugleich im Blick auf Art und Ziel der anstehenden kirchlichen Strukturformen orientierend wirken.

Freilich: Es ist *mein* Zukunftsbild, und es beansprucht nicht, das allein gültige zu sein. Ich nenne es eher als Beispiel, um deutlich zu machen, wie alle weiteren Zukunfts-überlegungen, auch solche zum Miteinander von Gemeinden und überparochialen Diensten, nicht allein von statistisch-empirischen Einsichten abhängen, sondern auch von inhaltlichen Grundüberzeugungen und Zukunftsbildern, die wir einander mitteilen und über die wir streiten sollten.

2. Gemeinden und überparochiale Dienste

Die kirchliche Arbeit heute wird von zwei unterschiedlichen Organisationsformen getragen: durch Ortsgemeinden mit dem ihnen zugeordneten Personal und durch übergemeindliche bzw. überparochiale Dienste.

2.1 Zur Entwicklung der zwei Organisationsformen

Es ist hier nicht der Ort, detailliert den Gründen und den historischen Entwicklungen dieser beiden kirchlichen Arbeitsformen nachzugehen⁶. Doch so viel

sei ganz knapp gesagt:

- Die überparochiale Struktur ist keine Erfindung der letzten Jahrzehnte. Vielmehr hat es schon lange Zeit – man denke an die Bedeutung der Predigerorden im Mittelalter als Ergänzung und wohl auch als Konkurrenz zur parochialen Struktur, an die auf Vereinsbasis organisierten Versuche zur Lebenshilfe und zur Evangelisation junger Menschen in den entstehenden industriellen Ballungszentren im 19. Jahrhundert – immer wieder Versuche gegeben, die ortsgemeindliche Struktur zu ergänzen.
- Die überparochialen Dienste haben in Westdeutschland durch die Kirchenreformdebatten der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts eine inhaltliche Aufwertung erfahren, und man konnte sie in diesen Jahren – auch auf dem Hintergrund reichlicher finanzieller Einnahmen der Kirchen – deutlich ausweiten. In den ostdeutschen Kirchen musste dieser Ausbau damals aus finanziellen Gründen und wegen der kirchenfeindlich gemeinten »strikten Trennung« zwischen Staat und Kirche – mit dem Ausschluss der Kirche aus vielen gesellschaftlichen Bereichen – ganz unterbleiben.
- Die parochiale Gemeindegliederung erklärt sich aus dem Versuch, den an einem Ort wohnenden Menschen leicht erreichbare, kontinuierliche und vielfältige kirchliche Angebote machen zu können, nicht zuletzt das Angebot, das Kirche konstituiert: nämlich Wort und Sakrament in der Feier des Gottesdienstes. Die überparochialen Dienste weisen demgegenüber darauf hin, dass der Mensch von heute nicht allein am Wohnort, sondern auch an anderen Lebensorten zu Hause ist und dass deswegen die Kirche auch hier mit ihrer auf diese speziellen Orte bezogenen spezifischen Kompetenz präsent sein sollte, also z.B. im Bereich der Erwachsenenbildung mit kirchlicher Akademiarbeit oder im Bereich der beruflichen Arbeit mit dem »Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt«.
- Auch wenn sich das Nebeneinander der beiden Arbeitsformen eingespielt hat, ist offenkundig, dass die parochialen Gemeinden ekklesiologisch (vor allem *hier* finden Gottesdienste statt!) und organisatorisch eine festere Position inne haben –

wohl auch, weil in den Synoden die Vertreterinnen und Vertreter der Ortsgemeinden stets in der Mehrheit sind!

- Dies kommt vor allem bei finanziellen Kürzungen zum Ausdruck. In vielen Landeskirchen wurde und wird gegenwärtig nicht gleichermaßen bei Ortsgemeinden und übergemeindlichen Diensten gestrichen, sondern überproportional bei den überparochialen Einrichtungen. Dabei treffen solche überdurchschnittlichen Finanzkürzungen bei Werken und Diensten auch deswegen auf großes Unverständnis auf Seiten der Betroffenen, weil sie für sich und ihre übergemeindliche Arbeit in Anspruch nehmen, dass sie – stärker als in den Ortsgemeinden – an den für die Zukunft der Kirche besonders wichtigen Fragen und in zukunftsorientierten Bereichen arbeiteten. In den Kirchen Ostdeutschlands halte ich manche Streichungen im überparochialen Bereich, die auch hier vorgenommen werden, für geradezu selbstmörderisch!

2.2 Gegenwärtige Anfragen und Konflikte

Auch wenn die Doppelstruktur der kirchlichen Arbeit inzwischen längst zur Tradition geworden ist, sind dennoch die Konflikte zwischen den Arbeitsformen nicht beseitigt. Im Gegenteil: In Situationen der Finanzkürzung brechen sie bisweilen in aller Härte wieder auf. Dabei werden Argumente gesucht, um die jeweils andere Form, mit der man im Blick auf die ekklesiologische oder finanzielle Anerkennung im Streit liegt, zu kritisieren und zu relativieren.

So wird den Ortsgemeinden vorgeworfen, dass sie an *Selbstüberschätzung* und an einer auffälligen *Milieuverengung* leiden. »Selbstüberschätzung« meint: Man glaubt, man könne vor Ort allen wesentlichen Erwartungen der Gemeindeglieder entsprechen. Und man übersieht dabei die erheblichen geistlich-theologischen, kulturellen und personellen Grenzen, die anspruchsvolle Gemeindeglieder spüren und die sie daran hindern können, sich in solchen Ortsgemeinden anzusiedeln. »Milieuverengung« bedeutet, dass der Kern der Parochie von einem bestimmten Milieu gebildet wird, um den Pfarrer herum zentriert, bestimmt von einem »Klima freundlicher Geselligkeit«, aber zugleich untergründig durchzogen von vielen verdrängten Konflikten. Bisweilen wird

dieses Kirchenmilieu hart kritisiert: Es sei »Zuflucht für jene, die zu anderen Lebenswelten im kommunalen Bereich keinen Zugang (mehr) haben«. Es sei »Sammelstation für solche, die zu ordentlich, zu alt, zu unsportlich sind, um in anderen Gesellungsräumen angenommen zu werden«. Das reale Kirchenmilieu reduziere also den theologischen Anspruch ganz erheblich.⁷

Doch auch den übergemeindlichen Diensten gegenüber wird erhebliche Kritik geübt. Sie seien in ihrer *Spezialisierung* oft gar nicht mehr als Kirche erkennbar und wären eine Variante der verhängnisvollen kirchlichen *Selbstsäkularisierung*. Man brauche doch nur einmal in die Programme evangelischer Akademien zu schauen, sagen die einen. Da fände man ein interessantes Programm, das sich aber ebenso auch in einer Volkshochschule organisieren ließe. Man fände die spezifischen Themen des Glaubens zu wenig wieder. Da sei man wohl angetreten nach dem Grundsatz, die kirchlichen Schwellen für Distanzierte zu senken, damit sie leicht Zugang zu Kursen und Begegnungen finden. Aber inzwischen haben man sich an den säkularen Stil gewöhnt. Man genieße die Freiheit von bestimmten kirchlichen Normen im übergemeindlichen Bereich. Oder man könnte solche Prozesse im Bereich der Diakonie entdecken, sagen andere. Man hätte in diakonischen Einrichtungen um der staatlichen Zuschussmittel willen auch die qualitativen staatlichen Richtlinien übernehmen müssen, und nun – nach einigen Jahren – frage man sich, was an diesem Altenheim oder an diesem Krankenhaus noch spezifisch christlich oder kirchlich sei.

Was meinen Sie: Sind diese Argumente ganz aus der Luft gegriffen: die Ortsgemeinden im Gefängnis von Selbstüberschätzung und Milieuverengung, die überparochialen Dienste in der Gefahr der Selbstaufgabe durch Spezialisierung und Selbstsäkularisierung?

- Zunächst ist festzuhalten, dass sich solche Argumente ganz auf bestimmte Defizite bzw. Gefahren konzentrieren und dass sie die Stärken der jeweiligen Arbeitsformen ganz vernachlässigen. So treffen sich in vielen Ortsgemeinden Woche für Woche erstaunlich viele Gemeindeglieder aus unterschiedlichen Altersgruppen und Schichten, die nicht alle einfach dem »Milieu Kerngemeinde« zugeordnet werden können. Und viele Menschen, die zu

kirchlichen Bildungsprogrammen kommen oder diakonisch-fürsorgereiche Dienste in Anspruch nehmen, hätten wohl keinerlei Verständnis dafür, dass von Seiten der Kirche gerade an dieser Stelle – die einzige, die sie wegen ihrer Qualität gern in Anspruch nehmen – die nötigen Finanzmittel gestrichen würden.

- Dann darf man vermuten, dass sich in solche Argumente auch bestimmte Projektionen mischen: Auch eine Evangelische Akademie wird von einem bestimmten Milieu geprägt, auch wenn es ein anderes ist als in einer Ortsgemeinde. Und auch Mitarbeiter in Ortsgemeinden projizieren manchmal ihre eigene Distanz gegenüber der Bibel oder bestimmten spirituellen Formen auf irgendwelche Außenstehende, auf die man angeblich Rücksicht zu nehmen hätte. Sie sind also oft selbst nicht frei von den genannten Tendenzen der Selbstsäkularisierung.

2.3 Gemeinsame Aufgaben im Blick auf die Zukunft

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal auf das beschriebene Zukunftsbild der Kirche als Gemeinschaft des Vertrauens zurückkommen. Dabei fällt mir zunächst auf, dass die kritischen Argumente in der Tendenz nicht die jeweils andere Organisationsform kirchlicher Arbeit als legitimen Teil der Kirche zu verstehen suchen, sondern dass sie ihn deklassieren und seinen Einfluss verringern wollen. In solcher Argumentationskultur zeigt sich nichts von einer »Kultur des Vertrauens«, die den anderen von seinen Stärken her zu verstehen sucht, sondern da herrscht – nun aber innerkirchlich – die Unkultur des argumentativen Misstrauens, die den anderen als Gegner, vielleicht sogar als Feind betrachtet, den man besiegen muss, um selbst überleben zu können. Aber genau das ist der falsche Weg, der weder den gegenwärtigen praktischen Herausforderungen noch der Substanz der Kirche gerecht wird.

Aber lassen sich von einem solchen Zukunftsbild der Kirche als Gemeinschaft des Vertrauens her überhaupt Konsequenzen für Organisationsfragen ziehen? Ich denke ja.

- Einmal ist mit diesem Leitbild die hohe Bedeutung des spirituell-gottesdienstlichen Lebens verbunden: Das Vertrauen, das hier Gestalt gewinnen soll, ist keine moralische Qualität, keine menschliche Lei-

stung, sondern kommt aus einer Quelle: aus Gottes ermutigendem Wort und aus der Feier seiner Gegenwart. Ohne gottesdienstliches Leben – in welcher Form auch immer – kann deshalb auf Dauer keine kirchliche Arbeitsform auskommen.

- Zum anderen ist es klar, dass in einer Kirche, die sich nicht auf sich selbst zurückzieht, sondern die in den verschiedenen Lebensfeldern einer sich immer stärkerer differenzierenden Gesellschaft mit zunehmenden Konflikten und Gruppenegoismen ihren vertrauensstiftenden, versöhnenden und ermutigenden Dienst zu leisten versucht, spezielle Formen der Präsenz nötig sind: auf der Ebene der Ortsgemeinde – für die Kasualien, für die Kinder und die alten Menschen; auf einer eher regionalen wohnortnahen Ebene – Angebote für Jugendliche und jüngere Erwachsene; aber auch in Bildungseinrichtungen, Krankenhäusern, unter den Soldaten – für die jeweils hier erreichbaren Menschen usw.

Die Kirche der Zukunft wird die Gestalt einer »differenzierten Einheit« haben, wie sie im paulinischen Bild von dem einen Leib mit den vielen Gliedern ausgedrückt wird.⁸ Dieses Bild kann man nicht nur auf unterschiedliche Individuen in einer Ortsgemeinde beziehen, sondern auch auf unterschiedliche strukturelle Ausprägungen in einer Kirche. Und mit dieser Unterschiedenheit ist kein Unterschied in der Wertigkeit, sondern nur in der Funktion verbunden. Die strukturelle Vielfalt, so lange sie von der Sache her plausibel ist, ist Ausdruck der charismatischen Struktur der Kirche: Sie ermöglicht den Einsatz der jeweiligen Begabungen. Deshalb heißt die gebotene Losung, wie es in unserem Thema steht: *gemeinsam* an der Zukunft arbeiten.

3. Gemeinsam an der Zukunft arbeiten

Nach meinem Eindruck trifft die klassische Zweiteilung – hier Ortsgemeinde, da überparochiale Arbeit – mit bestimmten Funktionszuweisungen und Abgrenzungen in der Gegenwart oft nicht mehr so recht zu. Ich nenne dafür drei Beispiele aus der kirchlichen Praxis bzw. aus der Reflexion solcher Praxis.

3.1 Die steigende Bedeutung der Region

Viele ostdeutsche Gemeinden gehen gegenwärtig auf eine neue Welle von Strukturreformen zu. Im Hintergrund stehen die nach wie vor anhaltenden Prozesse der Minorisierung der Gemeinden – kaum noch durch viele Austritte veranlasst, sondern vor allem durch ein Missverhältnis zwischen der hohen Zahl der alten, schon jetzt nicht mehr Kirchensteuer zahlenden Mitglieder und der relativ geringen Zahl der nachwachsenden jungen. Die wirtschaftlich erzwungenen Abwanderungen von Familien und jungen Erwachsenen in die alten Bundesländer und der Geburtenknick nach der Wende signalisieren, dass es – auch bei erfolgreicher und missionarischer kirchlicher Arbeit – kaum gelingen wird, die weitere Verkleinerung der Mitgliedszahlen abzuwenden. Die Kirchenleitungen reagieren vor allem mit der Gegenstrategie von Stellenstreichungen und Fusionen. So werden aus ehemaligen Parochien mehr und mehr Großparochien, jedenfalls im Blick auf die in sie einbezogenen Fläche und im Blick auf die auf ihr befindlichen kirchlichen Gebäude und Einrichtungen. Nicht selten hat ein Pfarrer oder eine Pfarrerin auf dem Lande für 6 Friedhöfe und 8 Kirchen zu sorgen – Tendenz steigend.

Größer gewordene Ortsgemeinden schließen sich zusätzlich in kirchlichen Regionen zusammen, in denen einzelne Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – zuständig z.B. für Kirchenmusik oder Gemeindepädagogik – nicht mehr nur eine gemeindliche, sondern zugleich eine regionale Verantwortung übernehmen. Hinzu kommt, dass viele Pfarrerrinnen oder Pfarrer sowieso zusätzliche Sonderfunktionen für die Ephorie – z.B. als Jugendpfarrer oder als »Sektenbeauftragte« – übernehmen müssen, weil eigene Stellen dafür so gut wie nicht vorhanden sind.

Wo beginnen und wo enden unter solchen Verhältnissen die »überparochialen Dienste«? Rechtlich lässt sich das noch immer auseinander halten, insofern die Anstellungsverhältnisse ausweisen, welche Art Dienst man innehat. Faktisch aber bedeutet kirchliche Arbeit mehr und mehr, Fähigkeiten zur regionalen Konzeption und Kooperation zu entwickeln, auch wenn sie verkoppelt sein kann mit einer engeren lokalen Verpflichtung. Dazu gehört auch die Kompetenz, Ehrenamtliche für lokale Tätigkeiten ansprechen und anleiten zu

können, z.B. für die lokale Seniorenarbeit oder die Vorschularbeit, für die Gemeindebrief-Arbeit oder die Leitung von kleineren Gottesdiensten und Andachten.

Dennoch haben sich damit bestimmte klassische übergemeindliche Dienste nicht erledigt. Denn die durch starke Veränderungen betroffene Gemeindearbeit braucht kompetente Ermutigung und fachliche Unterstützung. Und den Gefahren, dass sich klein gewordene Gemeinden aus der Öffentlichkeit zurückziehen und von Außenstehenden kaum noch wahrgenommen werden könnten, muss auch durch übergemeindliche Strukturen – z.B. auf der Ebene der großen städtischen Ballungsräume oder der Landeskirchen – begegnet werden. Auf jeden Fall ist klar: Die steigende Bedeutung der Region führt dazu, das enge Kirchturmdenken aufzubrechen zugunsten eines besseren Miteinanders ehemals selbständiger Gemeinden. Und sie setzt eine kompetente Begleitung durch überregionale Fachleute voraus.

3.2 Als Kirche erkennbar

Vom Berliner Propst Karl-Heinrich Lütcke stammt der Vorschlag, im Interesse der »Vernetzung« der kirchlichen Ebenen und im Hinblick auf die zunehmenden Mobilitäts- und Pluralisierungsprozesse in der Gesellschaft die funktionalen Dienste ekklesiologisch aufzuwerten und sie ebenfalls als eine besondere Form von Gemeinde zu verstehen:

»Rechtlich gesehen sind viele kreis- oder landeskirchliche Einrichtungen nicht Gemeinde. Sie haben keinen Gemeindekirchenrat, sie sind dem Kreiskirchenrat oder der Kirchenleitung zugeordnet. Dennoch können sie Gemeinde im theologischen Sinn sein; sie sammeln auch Gemeinde unter dem Wort und können Funktionen von Gemeinde wahrnehmen.« Viele Aufgaben, z.B. die der Eheberatung oder der Zurüstung von Jugendlichen für Jugendarbeit, würden von den übergemeindlichen Diensten stellvertretend für die Gemeinden erledigt. In diesem Sinne sollte, so Lütcke, die lokale Ebene stark mit der funktionalen, überparochialen Ebene vernetzt werden: In der Ortsgemeinde sollten Menschen mit besonderen Interessen oder Lebenssituationen auf die funktionalen Dienste hingewiesen werden, und umgekehrt sollten auch die überparochialen Dienste den Kontakt zu den Ortsgemeinden suchen.

Eine besondere Chance könnte es deswegen sein, so weiter der Berliner Propst, wenn sich landeskirchliche Einrichtungen wie z.B. das Missionswerk, der Kirchliche Dienst in der Arbeitswelt oder auch die Gefängnisseelsorge »jeweils mit einer der vielen Kirchen und Kirchengemeinden in der Innenstadt verbünden: dort regelmäßig besondere Gottesdienste gestalten, Ausstellungen über ihre Arbeit veranstalten, sich um ehrenamtliche Mitarbeiter aus der Gemeinde bemühen – also ihre »Gemeinde« mit der Ortsgemeinde in Kontakt bringen und zugleich ihre Arbeit öffentlich darstellen«. Die jeweilige Ortsgemeinde erhielte so ein besonderes Profil, die überparochialen Dienste kämen aus ihrer oft eher isolierten Situation heraus, und beide könnten – auch über das Kirchengebäude – stärker in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden.⁹ Verfolgt man solche Überlegungen weiter, dann ist es ja ebenfalls denkbar und gelegentlich schon längst Praxis, dass ein übergemeindlicher Dienst, z.B. die großstädtische kirchliche Jugendarbeit, eine von der Ortskirche nicht mehr benötigte Innenstadtkirche regelrecht übernimmt, um auch mit ihrer Hilfe ein besonderes gemeindliches und zugleich übergemeindliches gottesdienstliches und kommunikatives Leben zu entwickeln.

Ein Vorteil wäre dabei zweifellos der, dass die überparochialen Dienste auf diese Weise deutlicher in der Öffentlichkeit erkennbar und in ihrer Identität als kirchlicher Dienst wahrnehmbar würden. Die alte Furcht vor einer unguuten »Verkirchlichung« müsste dabei angesichts der neuen Chancen der besseren Wahrnehmbarkeit und Erkennbarkeit zurücktreten.

3.3 Das Modell »Kirchliche Orte«

Uta Pohl-Patalong hat kürzlich eine Habilitationsschrift vorgelegt, in der sie das bisherige Neben- bzw. Gegeneinander von »Gemeinden« und kirchlichen »Diensten« mit Hilfe des Denkmodells »Kirchliche Orte« aufzuheben vorschlägt. Ein »kirchlicher Ort« können sowohl die bisherigen Parochien sein wie auch Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen, Gefängnissen usw. An jedem dieser Orte sollte, so ihr Vorschlag, sowohl ein »vereinsähnliches kirchliches Leben«, das von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt ist und das auch nachbarschaftliche Hilfe und Betreuung einschließen kann, stattfinden, das im Wesentlichen

von Ehrenamtlichen getragen wird. Diese brauchen dafür Anregungen und laufende Unterstützung durch Hauptamtliche. Und zugleich sollte an jedem dieser Orte ein zweiter Bereich kirchlicher Arbeit zu Hause sein, der in qualifizierter Weise wahrgenommen wird und zu dem mindestens zwei verschiedene Arbeitsschwerpunkte gehören, durch die unterschiedliche Menschen angezogen werden, z.B. durch Bildungsarbeit und Obdachlosenarbeit, qualifizierte Kirchenmusik und Jugendarbeit o.ä. In den speziellen Arbeitsbereichen sind primär die hauptamtlichen Fachleute zuständig. Außerdem finden an jedem Kirchlichem Ort regelmäßig Gottesdienste statt, deren Charakter durch die jeweiligen Arbeitsschwerpunkte mitbestimmt wird. Grundbedingung im Denkmodell von Frau Pohl-Patalong ist außerdem, dass über eine gute Öffentlichkeitsarbeit Interessenten genau über die jeweils unterschiedlichen Profile der verschiedenen Kirchlichen Orte informiert werden und Menschen auf diese Weise gut Zugang finden.

Auch dieses eher theoretische Denkmodell geht selbstverständlich von einem neuen Miteinander der bisherigen Ortsgemeinden und der bisherigen funktionalen Dienste aus. Es versucht, die Vorteile beider Arbeitsformen miteinander zu verbinden und damit deren ekklesiologisch unterschiedliche Wertigkeit und juristische und praktische Trennung zu überwinden.

Die Vorschläge zeigen, dass Bewegung in die etablierten kirchlichen Arbeitsformen gekommen ist. Von weiteren Bewegungen, von erfolgversprechenden Entwicklungen und schwierigen Konflikten, werden Sie gemeinsam in den Gruppen berichten. Das Interessanteste an den drei von mir genannten Beispielen sind für mich weniger die einzelnen Gedankenexperimente als solche, sondern das ist die Tatsache, dass die kirchliche Arbeit hier nicht mehr nur an den bewährten Strukturen der Vergangenheit gemessen wird, sondern dass auch ungewohnte Wege gegangen und neuartige Ziele formuliert werden. Hier wird die Zukunft nicht nur als bedrohliche Perspektive zur Kenntnis genommen, sondern als offener Raum, in auch Ungewohntes gedacht und auch einmal etwas gänzlich Neues vorgeschlagen werden kann.

Ich komme zum Schluss: »Gemeinsam an der Zukunft arbeiten«, so heißt es in dem mir gestellten Thema. Das Schwergewicht liegt bei dieser Formulierung

sicher auf dem Wort »gemeinsam«. Und dennoch steht da auch die Formulierung »an der Zukunft arbeiten«. Kann man wirklich an der Zukunft arbeiten? Ist sie einfach das Ergebnis unserer Arbeit? In der Tat können wir von der Zukunft doch nicht so reden, als wäre sie das Produkt unserer Überlegungen und das Ergebnis unserer guten oder bösen Taten. Wir haben sie nicht im Griff. Deshalb macht sie uns ja oft Angst, und deshalb sind uns die großen Hoffnungsbilder vergangen. Wir haben sie nicht in der Hand, aber im Glauben wissen wir sie in der Hand dessen, der der Herr aller Zeit, der der Herr über Gegenwart und Zukunft ist. Deswegen beginnt alle rechte »Arbeit an der Zukunft« mit dem Vertrauen, dass bei Gott meine Zukunft, die Zukunft unserer Welt und die Zukunft unserer Kirche gut aufgehoben ist. Martin Luther hat es in seiner deftigen Sprache Ende der 30er Jahre so gesagt: »Deshalb sammelt, regiert und erhält allein Gott diese Schar. Darum sagen wir zu unserem Herrgott: Will er seine Kirche haben, so mag er sie erhalten; denn wir können's nicht halten. Und wenn wir's auch vermöchten, würden wir die stolzesten Esel werden, die unter dem Himmel sind.«¹⁰ Solches Vertrauen in die letztliche Verantwortlichkeit Gottes hat mit Schläf-

rigkeit und Trägheit nichts zu tun. Es setzt vielmehr Phantasie und Mut frei, vertraute Pfade auch einmal verlassen und das Kommende mitgestalten zu wollen. Es lädt ein, auch Kirche an verschiedenen Stellen neu zu denken und an ihrer Erneuerung mitzuarbeiten – an einer Kirche, in der Gemeinden und überparochiale Dienste – wenn diese

einfache Unterscheidung noch sinnvoll sein wird – nicht mehr neben- oder gegeneinander, sondern miteinander arbeiten werden.

Prof. Dr. Wolfgang Ratzmann,
Theologische Fakultät Leipzig

Gemeinsam an der Zukunft arbeiten

...zum Beispiel: KDA

»Gemeinsam an der Zukunft arbeiten in Gemeinden und überparochialen Diensten« – ich finde das einen guten Titel. Ich wünsche mir sehr, dass wir aus dem unproduktiven Geschwisterstreit zwischen Ortskirchengemeinden und gesamtkirchlichen Diensten – das finde ich präziser als »Gemeinden und überparochiale Dienste« – herauskommen im Blick auf eine »Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit« – so der Titel des Gemeinsamen Wortes (GW) von 1997. Unser Part hier in der Gruppe sind die gesellschaftlichen Herausforderungen, und wie wir gemeinsam darauf antworten können.

Ich will drei benennen:

Arbeit, Wirtschaft und gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Es gäbe noch mehr: die Frage des ökologischen Überlebens, die Frage des Friedens, die Frage des verantwortlichen Umgangs mit den technischen und wissenschaftlichen Möglichkeiten zum Beispiel. Aber ich nehme als Beispiel jetzt die drei Bereiche, die meinem Arbeitsgebiet im KDA zugeordnet sind, und unsere Ergebnisse sind wahrscheinlich auf die anderen Bereiche übertragbar. Ich habe vor, mit einigen Stichworten die Herausforderungen zu beschreiben, dann mit einer theologischen Skizze zu begründen, warum uns das als Kirche insgesamt angeht und dann zu skizzieren, wie wir als Ortskirchengemeinden und gesamtkirchliche Einrichtungen damit umgehen können. Dann werden wir uns austauschen.

1. Wirtschaft, Arbeit und Soziales

Was passiert da zur Zeit –

Ich beginne mit der Wirtschaft, weil die für mich die Ursache ist für das, was auf dem Arbeitsmarkt und in unserem Sozialsystem passiert.

Wir erleben, dass die Ökonomie, und

zwar eine ganz bestimmte Art von Ökonomie, nämlich die Geldwirtschaft, in unserer Gesellschaft das Kommando übernimmt.

Es gibt praktisch keinen Bereich mehr, in denen nicht in den Kategorien von Angebot und Nachfrage, Kosten und geldwertem Nutzen, Marketing und Wettbewerb gedacht und nach ihnen gehandelt wird.

Das Ganze passiert in unserer Gesellschaft nach innen, also auch in sozialer Sicherung, Bildung, Arbeit, Kultur oder Wissenschaft – eben auch in Kirche und ihrer Diakonie.

Es passiert nach außen und breitet sich in die letzten Winkel unserer Erde aus. Und es hat nicht nur mit Rechnen zu tun, sondern auch mit Glauben.

Wer glaubt, der Markt und der Wettbewerb würden alles zum besten kehren, wenn man sie nur ließe, und viel Geld und Konsum bedeute viel Glück und Erfolg, der hängt einer Heilslehre an.

Im Zuge dieser Heilslehre wurden und werden systematisch alle Begrenzungen des freien Marktes in Frage gestellt und Zug um Zug abgebaut, ganz egal wie schlimm die Folgen für Menschen und Schöpfung sind. Es wird ja – so der Glaube – irgendwann alles gut werden. Mit dieser Heilslehre – die durchaus einen vernünftigen Kern hat – haben wir es als Kirche zu tun. Der LWB nennt diese Lehre in seiner Botschaft von Winnipeg unumwunden »Götzendienst«. Und ich behaupte, zur Zeit wird in unserer Kirche zu viel gerechnet und in unserer Wirtschaft zuviel geglaubt.

Das hat Folgen, zum Beispiel auf dem Arbeitsmarkt. Weil die arbeitenden Menschen bei uns mit denen überall auf der Welt konkurrieren, gleichen sich die Arbeitsbedingungen an.

Für die Menschen, die aus welchem Grund auch immer weniger konkurrenzfähig sind, bedeutet das eine Verwilderung des Arbeitsmarktes. Niedriglöhne,

1. W. Huber, Kirche in der Zeitenwende, Gütersloh 1998, 223-235.
2. So die gegenwärtigen Trends, die E. Hauschildt als gegebenen Rahmen für Veränderungen in der Kirche mit guten Gründen voraussetzt: Ders., Kirche verändern. Die gegenwärtigen Krisen und ihre Reformpotentiale. In: U. Pohl-Patalong, Kirchliche Strukturen im Plural, Schenefeld 2004, 15-27, bes. 20.
3. Vgl. die Beschreibung von »Leitbild« bei H. Lindner, Kirche am Ort. Eine Gemeintheorie, Stuttgart 1994, 116-128.
4. R. Strunk, Vertrauen. Grundzüge einer Theologie des Gemeindeaufbaues, Stuttgart 1985.
5. U. Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1986 (14. Aufl. 1998!).
6. Vgl. aber: U. Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt, Göttingen 2003.
7. M. Josuttis, Die Einführung in das Leben, Gütersloh 1996, 74 f.
8. R. Strunk, a.a.O. 121.
9. K.-H. Lütcke, Ekklesia zwischen Ortsgemeinde und Gesamtkirche. Theologische Implikationen in den gegenwärtigen Strukturfragen der Kirche. In: H.-R. Reuter u.a., Freiheit verantworten, FS W. Huber, Gütersloh 2002, 128-139, bes. 137-139.
10. TR 5,5995

immer weniger Schutzrechte, immer weniger gesicherte Lebensperspektive, immer weniger soziale Sicherheit, im Extremfall dauernde Ausgrenzung. Für die noch Konkurrenzfähigen bedeutet es die Forderung nach immer mehr Leistung und immer mehr Flexibilität. Flexibilität kommt von »flingere« - »biegen, beugen« und bedeutet, dass sich alles dem Diktat von Arbeit und Beruf beugen muß: Zeit, Heimat, Familie, Ehrenamt.

Das Diktat - nach Viviane Forrester der Terror - der Ökonomie bedeutet für den sozialen Zusammenhalt, dass sich die Gesellschaft unaufhaltsam spaltet: in Geringverdiener und Spitzenverdiener, in hochabgesicherte und hochprekäre Lebensumstände. Das, was wir Mittelstand nennen und dem die meisten von uns und die meisten unserer treuen Gemeindeglieder zugehören, löst sich nach beiden Richtungen auf, vor allem aber nach unten. Das geschieht bei uns und gleichzeitig weltweit, in unseren Partnerkirchen, noch viel heftiger. Nur ein Beispiel: durch die Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe nächstes Jahr werden etwa 2 Millionen Menschen kein Einkommen mehr haben, weil der Partner noch normal verdient oder weil sie etwas fürs Alter gespart haben. Der Verarmungsschub, den das auslöst, wird Dutzende bis Hunderte in jeder unserer Gemeinden treffen.

2. Die Herausforderung

Nach unseren »Perspektiven und Schwerpunkten« sind die vier Grunddimensionen von Kirche die Koinonia-Gemeinschaft, die Diakonia-der helfende Dienst, die Martyria, das klare Zeugnis des Evangeliums und die Leiturgia, Gottesdienst und Spiritualität.

Soziale Spaltung bedroht, wie schon Paulus in 1. Kor 10 schrieb, auch die geistliche Gemeinschaft. Verarmung fordert Hilfe. Der Glaube an den Mamon als Gott fordert unsere Verkündigung heraus, und unsere Gottesdienste werden hohl, wenn sie nur von höheren Werten reden.

So schreibt das GW:

»Die Christen können nicht das Brot am Tisch des Herrn teilen, ohne auch das tägliche Brot zu teilen. Ein weltloses Heil könnte nur eine heillose Welt zur Folge haben. Das bedeutet ... daß das Eintreten für Solidarität und Gerechtigkeit unabdingbar zur Bezeugung des Evangeliums gehört und im Gottesdienst nicht nur der Choral, sondern auch der Schrei der Armen seinen Platz

haben muß.« Das trifft für mich den Nagel auf den Kopf.

3. Was erwarte ich von Gemeindepfarrerinnen und -pfarrern ?

Ich erwarte von den Kirchengemeinden (nicht nur von ihren Pfarrerinnen und Pfarrern, dass sie sich auf die Herausforderungen einlassen. Das bedeutet, über eine bestimmte soziale Gruppe von gebildeten, sozial gesicherten Menschen hinauszusehen und wahrzunehmen, was mit den anderen geschieht. Das bedeutet, das Evangelium nicht nur im Blick auf den Einzelnen und seine innere Befindlichkeit zu predigen, sondern auch im Blick auf das Gemeinwesen, die Arbeit und das Geld.

Das bedeutet konkrete Hilfe für Arme als unabdingbarer Bestandteil von Gemeindeleben und Gottesdienste, in denen ihr Schrei zu hören ist. An vielen Stellen gibt es das, zwei Beispiele aus den letzten Monaten kann ich auf Wunsch gern zum Schluß bringen.

4. Was bieten wir als kirchliche Facheinrichtung für Arbeit, Wirtschaft und Soziales an ?

Unser erstes Angebot ist fachliche Kompetenz. Wir wissen einigermaßen Bescheid über Arbeitsrecht, soziale Sicherungssysteme, den Unterschied zwischen Hartz 1,2, 3 oder 4, die Triebkräfte der Globalisierung oder die gängigen sozialetischen Begriffe von Gerechtigkeit. Einige von uns haben sich auf Konflikte am Arbeitsplatz spezialisiert und können da informieren und beraten.

Das zweite Angebot sind Verbindungen. Wir haben über Betriebsräte und Geschäftsleitungen Zugang zu Betrieben, wir sind in ständigem Kontakt mit Handwerkskammern und Gewerkschaften, Sozialetik und Politik. Wir stellen über den KDA deutschlandweit Kontakte her. Wenn wir etwas nicht selbst wissen, wissen wir, wer's weiß.

Das dritte Angebot sind unsere eigenen Zugänge zu Menschen, die mit der örtlichen Kirchengemeinde nicht mehr viel zu tun haben. Es können leitende Angestellte sein, die so oft den Ort wechseln, dass sie keine Kontakte aufbauen. Es können Menschen sein, die sich zwar an die Aktionsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen, aber an keine Kirchengemeinde binden. Es können Leute in Situationen sein, wo Wohnwelt und Arbeitswelt schon lange nicht mehr deckungsgleich sind. Hier haben wir unse-

re Kasalgemeinde. Hier machen wir unsere Bildungsangebote. Gottesdienste zu Themen wie Tag der Arbeit, Betriebschließung, Arbeitslosigkeit, Gemeinsame Zeit oder Sozialpolitischer Buß- und Bettag machen wir ständig. Sie sehen oft anders aus als Agende 1 und bilden Gemeinde ad hoc, oder, wie Michael Nüchtern es einmal gesagt hat: »Kirche bei Gelegenheit«.

5. Was können wir gemeinsam tun ?

Ich plädiere dafür, dass wir aufhören, uns darüber zu streiten, wer mehr und bessere Kirche sei und daher bei der Verteilung der Ressourcen den Vortritt haben müsse. Wir sollten uns gemeinsam überlegen, wie wir als Kirche auf die Herausforderungen der gesellschaftlichen Lage antworten, jeder an seiner Stelle und mit seinen Möglichkeiten, und vor allem, wie wir uns gegenseitig unterstützen und ergänzen können.

Würden Ortsgemeinden Schwerpunkte setzen und sich auf Situationen der Arbeitswelt, der Hochschule, der Wissenschaft, der Gesundheit am Ort intensiv einlassen, bräuchten wir nicht den vergeblichen Versuch der Überparochialen, landesweit präsent zu sein.

Würden landeskirchliche Dienste den Menschen noch mehr als Orte von Kirche mit Spiritualität und Ethik, Gemeinschaft und konkreter Hilfe begegnen, gäbe es für die vielen, die nicht mehr ortsgelunden leben, dennoch Orte von Kirche, vielleicht sogar Formen von Gemeinde.

Keiner ist die ganze Kirche, gemeinsam können wir ganz Kirche sein.

6. Zwei Beispiele

Das ist, zum Glück, keine abstrakte Theorie. Zwei Beispiele zum Schluß aus meinem Arbeitsbereich, dem KDA. Andere gesamtkirchliche Dienste könnten - da bin ich sicher - Ähnliches berichten.

Beispiel München

In München kündigt Siemens an, 3500 Leute in der Netzwerksparte zu entlassen. Einige davon wohnen auch in der dem Werk benachbarten Kirchengemeinde. Sie fragen die Pfarrerin, ob sie sich im Gemeindegemeinschaftssaal treffen können, um sich zu überlegen, was auf sie zukommt, und wie sie es vielleicht noch abwenden können. Sie haben Glück: die Pfarrerin hat einmal ein längeres Industriepraktikum absolviert. Sie überzeugt ihren KV, und sie moderiert die ersten Treffen mit viel Geschick. Es zeig-

Wir brauchen einander

gen sich Handlungsmöglichkeiten in verschiedene Richtungen. Die Pfarrerin merkt, dass das zu viel für sie wird und holt den KDA zu Hilfe. Der begleitet die »Siemens-Solidaritätsgruppen«, wie sie inzwischen heißen, bis heute. Es werden dank öffentlicher Proteste nicht 3500, sondern nur 1200 Leute entlassen. Die Evangelische Kirche ist für sie der Ort, wo sie Rückhalt finden.

Beispiel Hof

In Hof wird die Schmidtbank verkauft. Der neue Eigentümer, die Commerzbank, will die 550 Beschäftigten der Zentrale nicht übernehmen. Für viele die reine Katastrophe. Ein Betriebsrat ist zufällig auch in der kirchlichen Männerarbeit aktiv. Er geht zu seinem Gemeindepfarrer. Den hatten wir beim KDA mal als arbeitslosen Vikar für ein Jahr in eine Versicherungsfirma vermittelt. Er kapiert sofort, was der Betriebsrat meint. Gemeinsam organisieren sie Gottesdienste in drei Gemeinden, und der Pfarrer spricht bei einer große Demonstration vor der Schmidtbank und macht den Leuten Mut.

Er hatte mich vor dem Gottesdienst angerufen und mit mir beraten, wie man einen solchen ungewöhnlichen Gottesdienst mit ungewöhnlichen Besuchern gestalten könnte. Er sagt jetzt: was mach' ich eigentlich, wenn die wiederkommen, und es geht um mehr als eine zündende Rede? Ich sage ihm: ruf mich an, wir haben ziemlich viel Erfahrung mit solchen Sachen.

7. Zum Schluß

Es müssen nicht immer nur Katastrophen sein, wenn Kirche und Arbeitswelt zusammenrücken – auch wenn es da am nötigsten ist. Man kann auch positive Beziehungen zwischen Kirche und Verantwortlichen der Arbeitswelt stiften – aus beiden Richtungen. Man muß sie sogar stiften. Weil Wirtschaften und Leben, Wissenschaft und Verantwortung, Lieben und Arbeiten nicht auseinanderfallen dürfen. Wer sonst, wenn nicht wir als Kirche des menschengewordenen Gottes, könnte sich da trauen?

Dr. H.G. Koch, KDA, Nürnberg

Workshop bei der Frühjahrstagung in Rothenburg, »Diakonisches/gesellschaftliches Handeln«, Einleitendes Statement in Thesen

Liebe Kolleginnen und Kollegen – Der Druck auf uns Pfarrerinnen und Pfarrer ist groß, das wissen wir, darüber klagen wir, und manchmal gar wehren wir uns dagegen, haben ja sogar diesen Verein, der sich einsetzt und um unsere Rechte und Lebensqualität, unser Berufsverständnis und unsere Arbeitssituation kämpft.

Aber es ist doch erstaunlich, welcher hoher Druck auf uns Pfarrerinnen und Pfarrer von uns selbst ausgeht.

Nein, jetzt meine ich nicht den Druck, den wir, wenn wir gar noch zu Perfektionismus neigen, uns selbst machen – ich meine den Druck, den wir uns gegenseitig machen.

Am Rande einer Festveranstaltung raunte mir ein fast fremder Kollege zu: »Viel Kraft wünsche ich Dir, Du hast ja etwas Schweres vor Dir...«

Tatsächlich entbehrt mein Leben durchaus nicht mancher Klippen und Härten – aber da ich nicht genau wusste, auf welche davon genau er sich bezieht, blickte ich verwirrt, was ihn erklären ließ: »Ich las im KORRESPONDENZBLATT, dass Du bei der Frühjahrstagung die Andacht machst... Viel Glück...«

Zwei Wochen später bei einer Fortbildung sprach mich ein anderer Pfarrer in ähnlicher Weise an.

Und als ich meiner Schwester, die gerade in München promoviert, davon erzählte, meinte sie, sie sei von Kollegen auch schon darauf angeredet worden, ob sie diese Pfarrerin Kemnitzer sei, die da eine Andacht mache, in Rothenburg....

Da erinnerte ich mich daran, was mir einmal über einen Pfarrer, einen altgedienten, erzählt worden war: Wenn der dazu verdonnert wurde, die Pfarrkonferenz mit einem geistlichen Wort zu eröffnen, war er schon Tage vorher elendiglich beieinander und litt wie ein Hund, allein aus diesem Grund: Vor Kollegen eine Andacht halten müssen.

Wer jetzt mehr oder weniger ostentativ mit dem Kopf schüttelt und sich klar dazu bekennt, für ihn oder sie seien solche Andachten eine freudige Herausforderung, aber beileibe kein Druck, den beglückwünsche ich dafür und freu mich mit.

Denn auch ich dachte mir schon letztes Jahr: »Hey, da sind Kolleginnen und Kollegen – schön, die zu sehen, und gern mach ich für die mal irgendwann am Anfang eine Andacht! ... Wo, wenn nicht

hier, einfach mal ohne den vielfältigen Druck als Pfarrerin in der Gemeinde, einfach unter Meinesgleichen den Tag beginnen mit ein paar Gedanken, in geschütztem Rahmen loslegen – ja, wir sind ja unter uns!«

Unter Meinesgleichen – das ist es, das sind wir doch hier: Leute, die sonst auch, wie ich, ihren Kopf hinhalten müssen und sich Mühe geben und ackern für die Kirche und gegens Ausbrennen kämpfen und versuchen, ihre Träume nicht zu vergessen, und Überforderungen überspielen und fleißig bearbeiten, und Unverschämtheiten aushalten und missverstanden werden und an ihrer Person arbeiten ..und mit der Verwaltungsstelle... und am Gemeindebrief ...und sich irgendwann daran gewöhnen, dass es immer und überall Menschen gibt, die einem Pfarrer einfach nicht wohlgesonnen sein können – und die doch bestimmt froh sind, einmal unter sich zu sein und sich all das zu ersparen, für ein paar Stunden aufzutanken und bestätigen lassen: »Ich bin nicht allein, andern geht's grad so – ich bin unter Brüdern und Schwestern, einer Gemeinschaft ...«

Vielleicht ist es das, was gemeint ist mit »Gemeinschaft der Ordinierten«? Oh, da ist es, das groooooße, arge Wort.

Vor einiger Zeit bei einer Installation zog ich mit einer Schar von Kolleginnen und Kollegen im Talar zur Kirche. Und für einen Moment sah ich sie vor mir, wie sich jeder und jede um eine Predigt müht, Krankenbesuche macht, sich an Erfolgen freut, in Postbergen wühlt und sich zuhause um eine heile Familie müht, und ich spürte so etwas wie Verbundenheit: Könnte sich da nicht, im Notfall, eine der anderen anvertrauen, weil da so viel ist, was verbindet – und ist das nicht etwas schönes, kostbares, gemeinsam einen neuen Kollegen bei seinem Anfang in einer neuen Gemeinde zu begleiten?

Und mir entrutschte zu meinem Nachbarn hin der Satz: »Hach, ich liebe die Gemeinschaft der Ordinierten!!«

Ich habe selten einen ungläubigeren Blick bei einem Pfarrer gesehen.

»Das war jetzt ein Witz, oder?« fragte er.

Mann, war ich ernüchert. Ein Witz, was anderes kann es nicht sein, wenn man mal so herzlich denkt über unseren Berufsstand?

»Nein«, meinte ein Kollege, bei dem ich

mich später genau darüber beschwerte: »Hör mir auf mit Deiner Gemeinschaft der Ordinierten. Die wird nur ins Feld geführt, wenn uns wieder irgendwelche Solidarleistungen abgerungen werden, weil die da oben mal wieder was nicht auf die Reihe kriegen. Gemeinschaft der Ordinierten. Wenn ich das schon höre! Das ist doch Standesdünkel und grundloser noch dazu: Ich erlebe bloß Kollegen, die sich drücken vor Vertretungen, nur ihre eigene Gemeinde sehen, sich verstecken hinter pastoralem Gehabe, sich für den Nabel der Welt oder wenigstens ihrer Gemeinde halten und für den besten Pfarrer noch dazu, dabei aber unzuverlässig sind, und sich immer nur dann melden, wenn sie was brauchen, aber noch nie, nie hat einer mal bei mir angerufen und mich einfach nur so gefragt, wie es mir geht. Da ist mir sonst wer lieber als meine schönen liebe Kollegen.«

- »Hey, ich bin eine Kollegin und ich frag Dich das oft und wir helfen uns doch immer wieder....«

- »Na, wir sind halt auch befreundet«....

- »Aber ohne unseren Beruf würden wir uns doch gar nicht kennen«.... Schweigen...

Und schließlich der Kommentar eines Gastes bei der Ordination einer Vikarin (der Gast ist Arzt in einem Klinikum): »Wisst ihr eigentlich, wie gut es euch geht? Bei uns Medizinern gibt's das nicht, und auch sonst in keinem Beruf, den ich kenne: Segenswünsche von Vorgesetzten und Kollegen zum Berufsanfang, richtig ernsthaft und bewusst und überhaupt: Dieses Feiern, dieses Aufnehmen, dieses Deutlichmachen: Du bist nun für Menschen da - dafür brauchst Du auch Hilfe um Dich und viel Kraft und Zuspruch, Menschen, die Dir zeigen: Wir sind sicher: Du kannst das! - Dass man das als Fest gestaltet, als Gemeindefest in der Kirche, dass da eine ihren Dienst beginnt, das ist so was besonderes! Motzt doch nicht dauernd über euch. Nehmt doch mal wahr, was ihr da habt!«

Liebe Brüder und Schwestern - Vielleicht verhalten wir uns manchmal wie Kinder in einer zu großen Familie mit überforderten, verschuldeten Eltern. Die »da oben« sind wie Eltern mit Schulden: Ihre Zeiten sind hart geworden und sie wollen es möglichst vielen recht machen - und wie's in solchen Familien oft ist: Da schaffen es die Kinder manchmal nicht mehr, zusammenzuhalten, sondern buhlen um Anerkennung, sind neidisch auf jede Form der

Zuwendung, ständig unzufrieden, fühlen sich nie genug geliebt und sind zu einander oft schrecklich hart, ja fast gemein- statt zu merken: Wir könnten uns unser Leben auch erträglich machen, wenn wir zusammenhalten und ganz bewusst darauf schauen, was wertvoll ist zwischen uns, uns stärken und aus der Lage das für uns Beste machen.

Unser Beruf ist mehr als nur ein Beruf. Er betrifft das ganze Leben, unsere Person, unsere Familien - wenn wir dann schon einmal zusammenkommen als welche, die, allein schon durch eben diese Profession (und was heißt da: allein?), verbunden sind, wenn wir zusammenkommen, nicht nur hier, auch auf Konferenzen, Festen, was weiß ich: Warum dann nicht einfach einmal aufatmen, ganz bewusst, sich stärken, gegenseitig anerkennen, gut tun, den Schulterchluss üben, nicht gierig die Schwächen der anderen suchen, um von den eigenen abzulenken, sondern Anteil nehmen, Hilfe anbieten, Hilfe annehmen ohne Scheu, eine Schwäche zugeben. Und vor allem eins zugeben: »Ich bin Pfarrerin, Pfarrer wie Du...«

Ich persönlich erlebe das immer wieder - ich hatte das Glück und war bis jetzt immer von vielen echten Kolleginnen und Kollegen umgeben - mag sein, dass daher mein Vertrauen in Potentiale dieser Gemeinschaft herrührt.

Klar: wir Pfarrerinnen und Pfarrer in dieser Landeskirche sind ein zufällig zusammengewürfelter Haufen. Aber wir arbeiten unter zunehmend schwierigen Bedingungen, da hilft's uns nicht, wenn wir uns gegenseitig noch in den Arm oder in den Rücken fallen: Da brauchen wir die Einstellung von Geschwistern, die zusammenhalten!

Doch: Warum ist die Versuchung so groß, sich über Kolleginnen und Kollegen zu erheben?

Tut es gut, an jemanden auch einmal die hohe Erwartungslatte anzulegen, an der man gelernt hat, sich selbst zu messen und von vielen unbarmherzig gemessen zu werden?

Tut es gut, Anerkennung bewusst zu verweigern, weil man selbst sie so oft bewusst vermisst?

Warum sich nicht eingestehen, dass wir einander brauchen, und in Zukunft immer noch mehr brauchen werden, um unseren Beruf durchzustehen und dass wir unsere Kräfte nicht vergeuden sollten am Negativdenken, sondern uns mal den Potentialen zuwenden....

Liebe Brüder und Schwestern:

Wenn schon Grund zur Kritik aneinander, dann bitte an dem Punkt, der unserer Profession würdig ist: An beruflichen und vor allem an theologischen Fragen. Fachlich, ruhig auch kontrovers: In der Theologie und in Glaubenseinstellungen, da gibt es tatsächlich manches, was uns trennt.

Aber diese Karten werden selten auf den Tisch gelegt, und wenn, dann starren wir sie an und wissen kaum, dieses Spiel mit Lust zu spielen.... Das täte Not! Das brächte uns nämlich weiter - garantiert!

Über dieses Spiel mit der Theologie kann Großes wachsen - fachlich und zwischenmenschlich!

Nun denn: Im Grunde wissen wir's: Wir haben eine Menge Arbeit - und einen Auftrag noch dazu.

Allein hat schon Jesus niemanden ausgesandt, sondern mindestens zu zweien: Wir brauchen einander. Eigentlich dürften wir gar nicht die Energie übrig haben, die wir fürs Abgrenzen und Kritischsein und Klagen übereinander und den Beruf aufwenden, sondern müssten uns ganz selbstverständlich dem zuwenden, was nachhaltig auftankt!

Drum:

Wenn wir uns aneinander freuen, wenn wir gemeinsam schauen, wie wir uns von dem zunehmenden Druck entlasten könnten, statt ihn subtil weiterzugeben, wenn wir uns auf Augenhöhe anblicken und üben, uns zu vertrauen: Dann müßten wir uns wenigstens unter unsresgleichen vor gar nichts fürchten.

Was könnte da nicht alles aus uns werden.... liebe Brüder und Schwestern! Amen!

Und so steht das übrigens in der Bibel: Liebe Brüder (ich ergänze: und Schwestern - die Zeiten haben sich ja geändert):

Freut euch. Lasst euch zurechtbringen, lasst euch mahnen, habt einerlei Sinn, haltet Frieden! So wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein. Grüßt euch untereinander mit dem Heiligen Kuss! Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

(2. Kor.13,11-13).

Amen!

*Katharina Kemnitzer,
Pfarrerin*

Andacht auf der Frühjahrstagung

Auch Namen sind Bilder

zu *Das Wort sie sollen.. in Nr.5/04*

Dem »Vorschlag des Kirchentages« an die Bischofskonferenz stimme ich zu. Wenn man aber unter Bildern nur bildliche Darstellungen versteht, so mag das vom Ursprung her richtig sein. Heute greift das zu kurz! Auch Worte sind Bilder, z.B. »Vater« - »König« sind die Bezeichnungen für Gott. Diese Bilder sind nicht die ganze Wahrheit, sie gleichen eher einer Landkarte, hilfreich, aber von der Realität weit entfernt.

Ich zitiere aus dem Buch »Die Wiederentdeckung der sozialen Intelligenz« von Eberhard Fincke, Radius Verlag, Seite 208 und 212:

»Im zweiten Gebot geht es offensichtlich um die Wahrheit. Man soll sie nicht festlegen; denn das hat schlimme Folgen bis in die 3. und 4. Generation.«

»...festgelegte Wahrheit wird zur Ideologie, d.h. zur Rechtfertigung für nicht endende Gewalt und Unterdrückung.«

Wenn man bei dem Wort JHWH an einen väterlichen Freund denkt, nicht an einen »vorgesetzten Herren, so wird die Rede verständlich als Wort einer Person, die leidenschaftlich erregt vor dem Schlimmsten warnt, nämlich vor der Festlegung der Wahrheit«, d.h. vor Fundamentalismus.

*Hadwig Abel,
Buttenheim*

Gottesbilder

zu: *s.o.*

Wenn es gilt, das Wort »stahn« zu lassen, so müssten doch wohl alle zehn Gebote im ungekürzten Wortlaut in den Katechismus aufgenommen werden. Und selbst dann würde die Entscheidung zwischen Ex 20 und Dt 5 sich der Auslassung des jeweiligen anderen Wortlautes schuldig machen.

Ich will damit auf einen Punkt hinwei-

sen, der mir in dem Artikel von Dr. Meyer zu kurz zu kommen scheint: Die Aufnahme des Bilderverbotes in den Katechismus würde Sinn und Bedeutung des Verbotes verfehlen, wenn sie dann zu der erklärenden Auslegung führte, dass bildliche Darstellungen des Heilandes, Marias usf. zulässig sind, verboten aber solche von Gottvater oder Dreifaltigkeit. Denn das Bilderverbot gilt vor allem für die geistigen Bilder, welche Menschen sich von Gott in ihren Vorstellungen, Begriffen, Erwartungen (»wie Gott sein muss«) machen. Erst in zweiter oder gar dritter Hinsicht geht es um oder gegen bildliche Darstellungen. Das kann schon Konfirmanden leicht deutlich gemacht werden, wenn sie den Unterschied zwischen bildlicher Darstellung und einem »Bild, das ich mir von einer Sache machen beschreiben sollen und dabei draufkommen, dass es sehr schwierig ist, überhaupt auszudrücken, was denn ein »Bild« von einer bildlichen Darstellung oder einer Abbildung unterscheidet.

Ob es dazu nötig oder auch nur hilfreich ist, unseren Katechismus umzuschreiben, erscheint jedoch sehr fraglich. Zwar fällt dann die Aufteilung des zehnten Gebotes in zwei Gebote weg, die wohl nie sehr plausibel war und heute ganz unverständlich ist; aber es muss dann mit Mühe erklärt werden, mit welcher Berechtigung in der Christenheit seit Jahrhunderten bildliche Darstellungen angefertigt werden und heute noch gang und gäbe sind. Ich kann mir durchaus vorstellen, dass Konfirmanden, die das Wort stahn lassen wollen, sich nicht überzeugen lassen, dass Konzilien (die bekanntlich irren können) von 787 bis 1563 berechtigt sind, Ausnahmen von dem Gebot zu dekretieren. Die Beschränkung des Verbotes auf Bilder von Gott-Vater, der Dreieinigkeit oder was immer in den Konzilstexten nicht genannt ist, erreicht das gewünschte Ziel nicht; denn Sternberger sagt wohl mit Recht: »Die einmal gesehenen Bilder verfolgen uns - wie sehr wird jede Theologie der ersten göttlichen Person von den Typen des Gesesehenen bestimmt!«; wenn dies aber zutrifft, dann gilt das auch für Bilder »der ehrwürdigen Engel (! ! - Hervorhebung von mir!)« oder »unseres Herrn«: Halten wir uns doch nur die Christusstatue von Thorwaldsen und dazu das Bild Michelangelos vom Weltenrichter in der Sixtina vor Augen! Jeder »Verkündiger« vermittelt seinen Hörern ein Bild von Gott, und zwar eines, das er niemals auf eine Tafel zu malen oder mittels eines

Projektors an die Wand zu werfen imstande wäre; er hat seine Hörer (oder Leser) nicht davor zu warnen, bildliche Darstellungen anzufertigen oder auch nur anzuschauen, sondern davor, Gott auf ein Bild - auch das von ihm verkündigte! - festzulegen und ihn so in das Korsett menschlicher Vorstellungen einzuschließen. (Und dasselbe gilt auch im Verhalten und im Verhältnis zu Gottes Ebenbild: Kein Mensch darf einen anderen auf das Bild festlegen, das er [sich] von ihm [gemacht] hat.) Es erscheint wichtiger, diesen Sinn des Bilderverbotes in der Verkündigung hervorzuheben, statt durch dessen wörtliche Aufnahme in den Katechismus genötigt zu werden, die bildlichen Darstellungen in unseren Kirchen - und auch außerhalb dieser! - apologetisch zu rechtfertigen.

*Dr. Arthur Dietrich,
OKR i.R., Wien*

Gott-Väterlein

zu: *s.o.*

Ich freue mich sehr, daß endlich mal ein Kollege einen fundierten Beitrag zum Thema »Bilder von Gott« geschrieben hat; und einen guten noch dazu! - Danke!

Um so erstaunter bin ich, im Juni-KORRESPONDENZBLATT dazu keinen einzigen Leserbrief zu finden. Denn die Revision unseres lutherischen Katechismus hin zur Wiederherstellung des verfälschten Dekalogs ist überfällig. Meyer kann zwingend nachweisen, dass es heute keinen stichhaltigen theologischen Grund mehr gibt, die Verleugnung des Bilderverbotes aufrechtzuerhalten.

Was mich persönlich in meiner Andacht betrifft, so kann ich mir bei der Meditation des »Englischen Grußes« in der Nürnberger St. Lorenz-Kirche noch damit helfen, dass dort das Gott-Kaiserlein doch ziemlich klein ausgefallen ist. Schlimmer wird es schon in unserer Zirndorfer St.-Rochus-Kirche. Dort schaut das Gott-Väterlein im barocken Hochaltar aus seinem Gehäuse wie ein Kuckuck heraus. Es fällt mir nicht leicht, mich durch dieses Götzenbild nicht immer wieder in meiner Andacht stören zu lassen. -

Von wegen »Götzenbild« - wo bleibt die Reaktion des BCJ? Die sind doch sonst so übereifrig, im Dialog mit dem Judentum jeden sogenannten »Irrweg« der christlichen Theologie aufzuspüren! Dabei handelt es sich bei der Gottesbild-Frage um die fundamentale (und be-

rechtigte) Kritik des Judentums an den lutherischen Kirchen. Ich vermute: Wie der BCJ zu feige ist, mir auf meinen Israel – Palästina – Artikel. (7/03) die damals (8/03) versprochene Antwort zu geben – so verhalten sie sich auch jetzt. Wer aber in der Bilder-Frage kneift, der verbaut sich selbst. den Weg zu einem echten Frieden mit den Juden – gleich welcher Richtung. Desgleichen mit den Muslimen .

Also: Neufassung des Katechismus! Verhüllung aller gotteslästerlichen Bilder von Gott-Vater in unseren Kirchen! Wer macht mit?

*Dieter Helbig
Pfarrer i.R., Zirndorf*

Nichts vertuscht

zu; *Liebe Leserin in Nr. 5/04*

Sehr geehrter Herr Ost, ähnlich wie das Korrespondenzblatt wollen, müssen und dürfen auch wir: Die Diakonie *will* die Erlöse ihrer Sammlungen – ob es sich dabei nun um »Brot für die Welt«, die Frühjahrsoder die Herbstsammlung handelt – publizieren, und zwar unabhängig davon, ob wir, und auch das kommt gelegentlich vor, eine Steigerung bei den Erlösen verbuchen können, oder einen Rückgang. Wir *müssen* dies auch, denn wir glauben, dass die zahlreichen Spenderinnen und Spender ebenso wie die Sammlerinnen und Sammler ein Recht darauf haben zu erfahren, dies zu erfahren. Und nicht zu letzt *dürfen* wir uns aussuchen, auf welchen Kanälen wir dies bekannt geben. Im Fall der Herbstsammlung 2003 haben wir uns entschieden, das Ergebnis über den evangelischen Pressedienst (epd) zu veröffentlichen. Epd wird von allen wesentlichen Redaktionen in Bayern gehalten, und über die Zentralredaktion in Frankfurt erreichen die Meldungen Redaktionen im ganzen Bundesgebiet, so dass der Vorwurf, das Diakonische Werk Bayern hätte etwas verschwiegen oder gar vertuschen wollen, geradezu lächerlich ist.

Dass uns nun in einer – und nur einer – Zeitung dennoch der Vorwurf gemacht wurde, wir hätten etwas vertuscht, hat darum wohl weniger mit der Bekanntgabe der Ergebnisse an sich zu tun, sondern vielmehr mit der Enttäuschung eines Lokalredakteurs, eine vermeintliche »Sensationsmeldung« verpasst bzw. nicht exklusiv und als erster erhalten zu haben. Entsprechend ist meines Erachtens die Tendenz in der Berichterstat-

tung zu bewerten.

Wohlgemerkt hat das Diakonische Werk Bayern mit einer kritischen, aber fairen Berichterstattung kein Problem. Allerdings: Fakten, von uns offen und breit kommuniziert, wurden mehrfach auch teilweise nur verkürzt, verspätet oder gar nicht veröffentlicht. Damit wurde leider des Öfteren die Grenze vom kritischen Journalismus zur tendenziösen Berichterstattung überschritten. Dies aber macht es in der Tat schwierig, denn die Leidtragenden dieser Berichterstattung sind nicht nur die Mitarbeitenden im Raum der bayerischen Diakonie, sondern die Menschen, für die die Diakonie da sein will.

*Daniel Wagner, Pressesprecher,
DW Nürnberg*

Bischöflich handeln

zu: *Reformatorsch und .. in Nr. 4/04.*

Lieber Bruder Stöhr!

Mit großem Interesse habe ich Ihren Artikel gelesen! Viele Themen haben Sie darin angesprochen, deren Behandlung in unserer Kirche manches zum Besseren verändern könnte. Doch eines hat mich besonders berührt.

Sie haben in unserer Landeskirche die Zeit von Hanselmanns Bischofsamt als »Stagnation« empfunden. Heute kann ich das verstehen, weil ich heute weiß, was ich vor 20 Jahren noch nicht ahnte: Nach seiner unvorhersehbaren Wahl zum Bischof hat Hanselmann eine »bischöfliche« Entscheidung getroffen. Doch die landeskirchenamtliche Rechtsabteilung (vgl. dazu: S. 54, Abs.10, Zeile 7: »kirchliche Macht an das Recht zu binden«) hat diese Entscheidung als

Deutscher Pfarrerinnen und Pfarrertag

Reformatorsch Auftrag in einer neuen Weltordnung

27. September

15.30 Uhr Domführung (Treffpunkt am Eingang)

17.00 Uhr Eröffnungsgottesdienst mit der Feier des Hl. Abendmahls
Predigt: Bischof Axel Noack

19.30 Uhr Festlicher Abend der Begegnung mit Grußworten, einem Provinzialsächsischen Büfett und einem Soloprogramm des bekannten Kabarettisten Uwe Steimle

28. September

9.00 Uhr Andacht (Oberkonsistorialrat Dr. Christian Frühwald, Magdeburg)

9.30 bis 12.00 Uhr: Heidemarie Wieczorek Zeul, Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Dr. Konrad Raiser, langjähriger Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen »Reformatorsch Auftrag in einer neuen Weltordnung« anschließend jeweils Aussprache

12.15 Uhr Gemeinsames Mittagessen

14.30 Uhr Podiumsdiskussion zum Thema: Es diskutieren unter der Moderation von Wolf von Lojewski, ZDF: Dr. Konrad Raiser, langjähriger Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen Sabine Leidig, Geschäftsführerin von ATTAC (Globalisierungskritisches Netzwerk) Dr. Joachim Fetzer, Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer in Deutschland, Hans Joachim Döring, Beauftragter für den Kirchlichen Entwicklungsdienst in der Kirchenprovinz Sachsen

16.30 Uhr Abschluss und Reisesegen: Hermann Beste, Landesbischof in Mecklenburg-Vorpommern

19.30 Uhr Vortrag zur Landesgeschichte Sachsen Anhalts (Prof. Matthias Tullner)

29. September

Rahmenprogramm ab 9.00 Uhr (Dauer: in der Regel halbtags)

Stadtführung Magdeburg (mit Bus)

Eisleben/Lutherstätten

Halberstadt/Domschatz

Kloster Jerichow

Anmeldung bis 30. Juli 2004 an die Geschäftsstelle des Verbandes der Vereine evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschkord, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon: 0 95 72 / 79 05 00, Fax: 0 95 72 / 79 05 01, E-Mail: info @ pfarrerverein.de

Nähere Informationen entnehmen Sie der Beilage im Deutschen Pfarrerblatt!

unmöglich beurteilt und entgegengesetzte Maßnahmen getroffen. Heute sehe ich zwischen diesem Ereignis - und vielleicht manch anderem ähnlich gelaufenen - und Hanselmanns schwerer Erkrankung wenige Wochen nach seinem Amtsantritt einen ursächlichen Zusammenhang: tiefe Enttäuschung, daß dem Bischof nicht gestattet ist, »bischöflich« zu handeln. Dafür hatte er dann die Möglichkeit, in der Ökumene (von Ihnen voll zu Recht gewürdigt!) und in theologischer Literatur seine Arbeitskraft voll einzusetzen und bei seinen Repräsentationsaufgaben »bischöflich« aufzutreten.

»Stagnation« ist da kein Wunder. Vielleicht können Sie hier noch weiterforschen?

Heimfried Heller, Pfarrer i.R., Illertissen-Tiefenbach

Taufen, wo Ihr könnt

zu: *Nachträgen in Nr. 5/04*

Auch ich bin mit der Taufpraxis unserer Kirche nicht nur unzufrieden, sondern auch darüber beunruhigt. - Aber: Was soll an ihre Stelle treten?

Dr. Schoßwald schreibt: »Das überzeugte Elternteil hält sein Kind zu seiner Glaubensgemeinschaft.« Wenn nun eine Lehrkraft an einem solchen acht- oder neunjährigen Schüler noch »wesentlich mehr Freude« hat »als in vielen anderen Fällen«, kann dieser doch leicht auf den Gedanken kommen, getauft werden zu wollen; soll seinem Wunsch entsprochen werden? Er hält sich ja »spürbar zur Gemeinde« und kann seinen »christlichen, konfessionell geprägten Glauben *altersgemäß* (Hervorhebung von mir!) artikulieren«. (Das trifft übrigens auch für den Vierjährigen zu, von dem Dr. Schoßwald den Ausgang seiner Betrachtungen nimmt.) Zehn Jahre später begeistert der junge Mann sich, aus sehr äußerlichen Gründen oder auch in fester Überzeugung, für ... was auch immer. War die Taufe berechtigt? - Eine - etwa aufgrund der Familienideologie - nicht getaufte 16-jährige Jugendliche findet ihre geistige Heimat in einem Jugendkreis der Gemeinde, sie wächst hinein, will mitarbeiten und begehrt im Alter von 18 Jahren die Taufe. Einige Jahre lang leistet sie einen segenreichen Dienst in der Jugendarbeit. Danach ereignet sich eine Wendung ihres Lebens, die Gemeinde wird ihr gleichgültig, vielleicht vollzieht sie auch den Austritt. War die Taufe berechtigt? Es könnte dann auch geschehen, dass

diese Frau viele Jahre später eine geistliche Erfahrung macht, die ihr den Glauben so neu erschließt, dass sie meint, ihn erst jetzt wahrhaft bekennen zu können; soll sie dann noch einmal getauft werden, wenn sie ihr früheres Taufbegehren nicht mehr als mündige Entscheidung ansehen kann oder will? Wir können nicht einfach die Praxis der Kirche zur Zeit des Neuen Testaments wieder aufgreifen oder dahin zurückkehren. Ich bin so kühn, zu vermuten, dass die alte Kirche u. a. aus folgendem Grunde von der Erwachsenentaufe abgegangen ist: Zur Taufe gehörte, wenigstens implicite, eine »abrenuntiatio«. Eine solche kann ein Mensch, der keinem anderen Glauben anhing, der also - rechtlich formuliert - durch den »Willen eines Erziehungsberechtigten Mitglied der Kirche« ist, doch nicht sprechen, schon allein, weil die Frage nicht beantwortet werden kann, wann dafür der richtige Zeitpunkt wäre. (Darüber hinaus meine ich bemerkt zu haben, dass in Gemeinden, die die Erwachsenentaufe üben, diese verhältnismäßig rasch zu einem Ritus wird, der üblicherweise in einem bestimmten Alter »an der Zeit« ist und gewohnheitsmäßig geübt wird, nicht unähnlich der »Farce« der Konfirmation.)

Dr. Schoßwald empfiehlt entsprechende Diskussionen in Pfarrkonferenzen. Nach seinen Ausführungen, insbesondere wenn er schreibt: »Mag auch irgend jemand die Taufe an den Glauben binden« (woran sollte sie sonst gebunden werden?), »der Glaube ist nicht an die Taufe gebunden«, kann erwartet (oder befürchtet?) werden, dass die Diskussionen zu der »angemessenen Reaktion« kommen, die Taufe von nun an nicht mehr zu üben; damit entgehen wir der immer vorhandenen Gefahr des Docketismus und können uns doch darauf berufen: »Gottes Geist weht bekanntlich, wann und wo...«

Das Wichtigste und Diskussionswürdige an seinem Nachtrag scheint mir sein Anliegen, »Eltern, die die Mündigentaufe der Säuglingstaufe vorziehen« »einen angemessenen Platz in der Kirche« einzuräumen. Denn es kann nicht unsere Aufgabe sein, solche Eltern zu einer Bejahung der Säuglingstaufe zu überreden noch sie aus dogmatischen Gründen in eine Freikirche abzuschieben. Sollten nun aber Eltern, die die Taufe ihrer Kinder begehren, zum Verzicht darauf genötigt werden?

Dr. Arthur Dietrich, OKR i.R., Wien

Wie schön, so viele Steuerleute!

zu: *Bericht d. Vorsitzenden In Nr. 6/04*

Lieber Kollege Ost, nur ein Dekan, nur ein stellvertretender Dekan und nur ein Schulbeauftragter? Da sind wir im Dekanat Fürth schon ein gutes Stück weiter in dem, was man unter »Erneuerung« unserer Kirche zu verstehen meint.

Vor zwei oder drei Jahren wurde der DB Fürth - bisher ohne Billigung oder Beschluss der Landessynode - dreigeteilt. Es wurden zwei Dekane zusätzlich geschaffen - ohne irgendein Bewerbungsverfahren, einfach nach Gusto des Dekans - und als »Regionaldekane« bezeichnet. »Dekane« spricht man sie inzwischen an; vielleicht trägt man im Hintergrund die Begriffsentwicklung der Deutschen Bahn AG, bei der der »Regionalzug« bekanntlich der langsamste Zug ist.

Im also dreigeteilten DB gibt es auch je einen Senior. Und die drei Senioren wählen, aus ihrer Mitte heraus, einen weiteren Senior (besondere, heraushebende Titulierung konnte noch nicht gefunden werden). Wen immer ich seither befragt habe nach der Funktionsstellung und den Zuständigkeiten dieses Oberseniors: niemand konnte mir darauf eine Antwort geben. Nun gut, wir haben ihn wenigstens.

Ach, wie schön und wie beruhigend, wenn wir möglichst viele Steuerleute haben. Den Rest werden dann, so meinen manche wohl, die Gemeinden schon selbst richten. Der Andrang, ehrenamtliche Tätigkeiten zu verrichten (damit die Pfarrer immer noch mehr Freizeit gewinnen), ist groß.

Steht der bayerische AEE in Auflösung? Wundern würde mich das nicht, denn was jetzt wird, haben viele Mitglieder eben auch nicht beabsichtigt.

Herzliche Grüße! Ihr

Wilhelm Bogner, Dekan i.R., Fürth

Gut gemeint und voll daneben

Wie »1+1« auf »Geiz ist geil« reagiert *Zum Sachverhalt: Plakate und Flyer mit einer Teufelsfratze und der Aufschrift »Zum Teufel mit dem Geiz«. Leisten Sie sich Großzügigkeit! Ihre Spende hilft den Arbeitslosen. Jeder spendete Euro wird verdoppelt. Herausgeber: Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt.*

»Man soll den Teufel nicht an die Wand malen«, sagt der Volksmund. Dass aber nun auch eine notwendige, weil viel Not

wendende landeskirchliche Institution sich ausgerechnet den Teufel als Werbeträger ausgesucht hat, zeugt zunächst einmal schlicht von Geschmacklosigkeit. Dabei hat man es ja grundgut gemeint. Gut 4.500 Menschen, die durch diese Aktion innerhalb von zehn Jahren in Lohn und Brot gekommen sind, können ein (Dank-)Lied davon singen. Aber muss deshalb der Widersacher Gottes höchstpersönlich die Spender bei der Stange halten oder gar neue gewinnen helfen?

Außerdem ist es m.E. eine theologisch nicht zu verantwortende Verharmlosung der Realität des Bösen. Selbst wenn der Teufel von vielen heute nicht mehr personales Wesen, sondern »nur noch« als bedrohliche Macht, als verführerische Wirklichkeit verstanden wird – mit dieser Fratze aus dem Kasperltheater wird er endgültig ins Reich des Märchens und der Phantasie abgeschoben – und damit nicht mehr ernst genommen. Und das sollen wir Pfarrer/innen unseren Gemeindegliedern zumuten?

Erwarten die Zeichner und Texter dieses unsäglichen Flyers allen Ernstes, dass unter dem Eindruck dieser Fratze (samt Text) potenzielle Spender-»Herzen« erreicht und erweicht und dann sogar Geldbeutel geöffnet werden? Ich werde an das Wort Jesu erinnert, mit dem er seinen Kontrahenten vorwirft, den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Es würde mich nicht wundern, wenn die in diesem Jahr versandten Flyer und Plakate zu Hunderten im Altpapier der Pfarrämter gelandet wären.

Um es kurz zuzusagen: Ich nehme den Fürsten dieser Welt zu ernst, als dass ich ihn durch Bild und Wort ins Lächerliche ziehen möchte. Wie sagt schon Mephisto in Goethes Faust? »Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.«

PS: Ich habe mir beim KDA Werbematerial vom Vorjahr schicken lassen.

*Gerhard Nemeč,
Pfarrer in Würzburg*

Miteinander Unterwegs

Lukas 24

Zwei sind unterwegs, reden miteinander über das, was sie gemeinsam erlebt haben.

Nehmen wir an: die Geschichte spielt in unseren Tagen und der eine der beiden ist katholisch, der andere evangelischen Glaubens.

Sie reden über das, was sie gemeinsam bewegt: die Geschichte des Jesus von Nazareth, seine Worte, die zu Herzen gehen, seine Werke, die Herzen verwandelt haben, sein Leiden und sein Sterben.

Während sie über ihn reden, der evangelische und der katholische Christ, gesellt sich Jesus zu ihnen. Er geht neben ihnen, mit ihnen. Und sie erkennen ihn nicht, noch nicht! Noch erscheint er ihnen fremd. Sie müssen noch ein Stück weit miteinander gehen. Sie haben noch ein Stück Wegs vor sich, bis sie ihn erkennen. Aber sie werden ihn erkennen: beide, nicht einer allein. Noch liegt der Schatten des Kreuzes über ihnen. Was ist es, fragt Jesus, das euch so traurig macht?

Und nun, da sie spüren: da ist einer, der hört uns wirklich zu, da schütten sie ihr Herz aus: Sie reden sich ihren Schmerz und ihren Kummer von der Seele. Sie reden von dem Verlust, den sie erfahren haben, von enttäuschem Glauben und von zerbrochener Hoffnung. Und beide spüren, der katholische und der evangelische Christ, wie sie das verbindet: das gemeinsame Suchen und Fragen, das Kreuz, an dem sie mittragen: das Leiden an den Wunden dieser Welt. Sie spüren, wie die gemeinsame Sorge und das Leid in der Welt sie einander und auch Jesus näher bringt.

Ein langer Weg, der vor uns liegt, wird kürzer, wenn wir ihn miteinander gehen.

Sie kommen an, die beiden Wanderer, der evangelische und der katholische Christ. Noch rechtzeitig – das ist zu hoffen – ehe die Sonne untergeht. Und sie benötigen den Fremden, der ihnen nun nicht mehr so fremd ist, hereinzukommen. Bleibe bei uns! Bleibe bei uns am Morgen wie am Abend dieses Tages! Bleibe bei uns auch am Abend unseres Lebens! Bleibe bei uns unterwegs und erst recht am Ziel! Und er geht mit. Und da sitzen sie beide: der katholische und der evangelische Christ und Jesus mitten inne.

Und da nimmt er das Brot, das tägliche Brot (nichts anderes), dankt und bricht es und gibt's ihnen. Und da fällt es ih-

50 Jahre Predigerseminar Bayreuth 1954–2004

Das Predigerseminar Bayreuth lädt seine ehemaligen und derzeitigen Vikarinnen und Vikare, Mentorinnen und Mentoren herzlich ein.

Als Programm ist vorgesehen:

Sonntag, 19. September 2004

14.00 Uhr Festgottesdienst in der Spitalkirche Bayreuth

15.30 Uhr Treffen im Predigerseminar

17.00 Uhr Grußworte und Festvortrag:

Pfarrer Hans Strub, Zürich:

Eine zukünftige Pfarrer- und Pfarrerinnen-Ausbildung

– Visionen der Schweizer Konkordatsreform

18.30 Uhr Podiumsdiskussion

19.15 Uhr Abendessen

20.00 Uhr Erinnerungen – Eindrücke
PS – damals und heute (1954–2004)

21.00 Uhr Offener Ausklang

Wir bitten um
baldmöglichste Anmeldung

im Predigerseminar,
Wilhelminenstraße 11,
95 444 Bayreuth

Tel.: 09 21 / 75 92 30

e-mail: PS-Bayreuth@gmx.de

Fax. 09 21 / 7 59 23 35.

Übernachtungen im begrenzten Umfang möglich.

nen wie Schuppen von den Augen. Sie erkennen ihn beide, der katholische wie der evangelische Christ, der eine wie der andere – aber es könnte auch heißen: die eine wie die andere!

Und sie gestehen's einander: Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete auf dem Weg? Brannte nicht unser Herz, da er das Brot mit uns teilte? Brennt es nicht noch immer?

Manchmal ist Gott unseren Fragen, Zweifeln, Skrupeln, auch unseren theo-

logischen Diskussionen längst voraus. Wo wir Worte suchen, Begriffe spalten, Differenzen aufspüren – da gibt ER uns ein Stück Brot zu essen und spricht: Teilt es und denkt an mich!

Und auf einmal wird alles so einfach.

*Erich Puchta, Pfarrer i.R.,
Ellhofen*

Wer kann mir das Buch von

Michel Quoist **»Herr, da bin ich«**

verschaffen?

Angebote an:

Paul G. Dietz,

Otilostr. 6c,

81 243 München

Tel.: 0 98 / 88 41 00

Fax: 0 89 / 85 63 67 65

Liebe Leserin, lieber Leser!

Klar müßten viele von uns Vieles nicht machen: Ich nicht das KORRESPONDENZBLATT, Sie nicht die Planung der Konferenzen in Ihren Kapitel, Sie müßten nicht in einem Gremium mitarbeiten, das neue Ideen für Gemeindearbeit entwickelt. Klar könnten wir uns auf unsere Hauptaufgaben beschränken, unseren Dienstauftrag. Aber wir haben Gaben, Ideen, die wir da nicht einsetzen können; herauszukommen ist auch mal schön (heimkommen dann auch wieder) und so tragen die Nebenämter auch zur Zufriedenheit im Hauptamt bei. Und zur Freude an einem Beruf, bei dem ein Mensch so viele Gaben haben und brauchen kann. Nur: so recht zeitgemäß scheint das nicht mehr.

Je genauer Stellen rationiert, halbiert, dreiviertelt oder was auch immer werden, umso deutlicher sagt mir meine Kirche: Tu, wofür Du da bist – alles andere ist dein Privatvergnügen!

Das hat Folgen: Je genauer Stellen definiert (begrenzt) werden, umso deutlicher stellen manche die (ungewohnte) Frage nach den Grenzen: Muß ich den Nachbarn, die Nachbarin vertreten? Und, wenn ja, wieviel und wie lange?

Es hat durchaus viel für sich, zu überlegen, wofür wir wieviel Zeit aufwenden, und, ob dies wirklich die Kernaufgabe und die Nebenaufgabe die Zeit wert ist. Nur: Wenn wir nur noch so denken, kehrt manches sich ins Gegenteil, mindestens in der Außenwirkung: Der Pfarrer will dies und jenes nicht mehr machen, sagt man in der Gemeinde. Er ist dafür nicht zuständig, nicht qualifiziert, hat keine Zeit. Wir werden professioneller. Dienstordnungen beschreiben die Tätigkei-

ten der PfarrerIn, aus Jahresgesprächen und (vielleicht) Beurteilungen ergeben sich Hinweise auf Fortbildungen und daraus wieder ein neues Konzept der Gemeindearbeit oder der Zusammenarbeit.

Aus dem Professions- (»Hund-Katzen-Maus-«)Beruf »PfarrerIn« wird ein moderner Beruf mit klarem Berufsbild.

Das kommt sicher manchem, mancher entgegen, die dich erschrocken fragen »Kann ich denn das alles, was von mir verlangt wird?« Oder auch: »Wann soll ich denn das und jenes auch noch machen?!« Nur geben wir Freiheiten auf, die wir früher hatten: Freiheiten der Gestaltung eines Berufes, Freiheit, nebenbei und zur eigenen Erbauung noch dies und jenes nach den eigenen Gaben zu machen – und dann auch wieder leben zu können mit mancher Arbeit, die mehr Mühe ist als Erfüllung und auf einer Stelle, auf der ich so manches nicht umsetzen kann.

Hinzu kommt: nicht wenige Gremien müssen sich so ständig mit der Definition von Stellen befassen, für manches, was bisher nebenbei erledigt wurde, braucht man jetzt ein (halbes, viertel oder ganzes) Hauptamt, und dann geht es dann bald um Geld und Kompetenzen für Gemeinde- und übergemeindliche Arbeit.

DekanInnen beschäftigen sich mit Gesprächen, den Plänen und immer mehr auch mit dem Frust derer, die ihre besonderen Gaben in der konkreten Stelle verkümmern sehen.

Ob wir uns das leisten können, sollten wir schon fragen.

Und: Ob wir das wirklich wollen, um unserer Kirche, Gemeinden und um unserer selbst willen meint Ihr

Martin Ost

Institut für
Gestalttherapie



Evangelischer Bund Bayern

■ Halloween – Keltenkult, Karneval, Kommerz

1.10., 15.00 Uhr bis 3.10. 2004, 16.00 Uhr

Ort: Tagungsstätte Schloß Schwanberg

Reformationstag und Allerheiligen haben Konkurrenz bekommen: Die Nacht auf den 1. November gehört den Hexen, Geistern und Gruselmonstern. Es ist die Zeit der länger werdenden Nächte, der Kürbislaternen, Vampir-Parties und der bettelnden Gespenster an der Haustür.

Halloween ist ein Phänomen, das in den letzten Jahren aus Amerika importiert wurde. Während es für die meisten Kinder und Erwachsenen eine Art gruseliger Herbst-Karneval ist, scheinen andere bewußt an dieser keltischen Tradition anzuknüpfen. Ist Halloween eine harmlose Spielerei für Kinder, eine satanische Gefahr oder einfach nur ein kommerzieller Gag? Und wie können wir als ErzieherInnen, LehrerInnen und PfarrerInnen damit umgehen bzw. darauf reagieren?

ReferentInnen/Themen: Dr. Alois Döring, Kelten, Kürbis Totengeister (Kulturwissenschaftliche Notizen zu einem neuen Fest), Dr. Albrecht Schottky, Die Faszination des Bösen – Halloween psychodynamisch, Dr. Harald Lamprecht, Was also ist des Kürbis' Kern? (Zwischen christlicher Tradition und Neuheidentum), Esther Richter, Halloween, Importreligiosität in Kindergarten und Schule

Kosten: 60 Euro für Mitglieder, Studierende und VikarInnen, 110 Euro für andere, 30 Euro für Tagesgäste. Die Tagung ist FEA anerkannt; Ehrenamtliche können von ihren Gemeinden gefördert werden, FEA, FED

Informationen und Anmeldung bis Mittwoch, 15. September 2004: Evangelischer Bund, Adam-Kraft-Str. 37, 90 419 Nürnberg,

Tel.: 09 11 / 39 37 840

Fax: 09 11 / 39 37 842,

e-Mail: EBBayern@t-online.de

Evangelisches Bildungswerk Augsburg

■ Ausbildung in Mediation

Streitende Menschen oder ganze Gruppen können wieder miteinander umgehen. Statt »verbrannter Erde« bleiben nachhaltige konstruktive Beziehungen.

Die Mediation bietet dafür eine klar strukturierte Methode der Vermittlung in Konflikten durch einen neutralen Dritten. Ziel der Mediation ist es, die Fähigkeit der Streitbeteiligten zu fördern, ihren Konflikt eigenverantwortlich zu regeln, einvernehmlich und zu beiderseitigem Vorteil.

Mediation ist überall einsetzbar, wo es gilt, widerstreitende Positionen zum Ausgleich zu führen – sei es in beruflichen, privaten, gesellschaftlich-kirchlichen oder politischen Zusammenhängen.

Die Ausbildung beginnt mit zwei Einführungskursen am 8.-10. Juli oder 21.-23. Oktober 2004 und setzt sich an sieben weiteren dreitägigen Modulen bis Juli 2005 fort:

16. – 18. Dezember 2004

6. – 8. Januar 2005

19. – 23. März 2005

5. – 7. Mai 2005

21. – 23. Juli 2005

Hinzu kommen zwei Termine für Wahlkurse und 30 Stunden Supervision.

Veranstaltungsort: Augsburg, Ingolstadt und München

TrainerInnen: Renata Bauer-Mehren, München und Tilman Metzger, Lüneburg

Kosten: 2.800,- EUR zzgl. Supervision

Veranstalter sind die Evangelischen Bildungswerke in Augsburg und Ingolstadt in Kooperation mit der Arbeitsstelle für gewaltfreie Konfliktbearbeitung der Evang.-Luth. Kirche in Bayern.

Die Ausbildung erfolgt nach den Standards des Bundesverbandes für Mediation.

Auskunft und Anmeldung über Wolfgang Wurch im Evang. Bildungswerk Augsburg,

Tel.: 08 21 – 45 04 41 30

die gemeinde akademie

■ Das leisten wir uns!

Wochenenden für Kirchenvorstände, die
- von finanziellen und personellen Kürzungen betroffen sind

- sich produktiv mit dem Thema Reduktion auseinandersetzen wollen um handlungsfähig zu bleiben / zu werden.

Termine:

25. bis 27. Febr. 2005

11. bis 13. März 2005

11. bis 13. Nov. 2005

Leitung: GemeindeberaterInnen unserer Landeskirche

Kosten: UK u. Verpflg. 98 Euro EZ, 89 Euro DZ, Tagungsgebühr: 250 Euro pro KV

Anmeldung bitte schriftlich an: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19,

90592 Schwarzenbruck,

Tel: 0 91 28 / 91 22 0,

Fax: 0 91 28 / 91 22 20

Erlanger Verlag

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Fee und Marie Kleineidam, 3. u. 4. Kind von Pfrin. Anne-Kathrin Kapp-Kleineidam und Pfr. Martin Kleineidam am 3.2. in Bayreuth

Mirjam Schlinke, Kind von Ruth Elke geb. Heinrich und Norbert Werner Schlinke, am 15. 4. in Kulmbach (Thurnau)

evangelische stadttakademie nürnberg

■ Vom Frieden weit entfernt

Frauenleben in Palästina und Israel

9. Oktober, 9.30 bis 16.30 Uhr

Ort: Haus eckstein, Nürnberg

Wie prägt die Mauer das Lebensgefühl und die Perspektiven der Menschen? Wie können Christinnen und Deutsche in einer »doppelten Solidarität« für Gerechtigkeit und Frieden in Palästina/Israel eintreten? Ist Kritik an der Politik Israels gleichzusetzen mit Antisemitismus? Welche Verantwortung haben Europa und Deutschland für den Friedensprozeß? Was bedeutet konkrete Solidarität mit den friedensorientierten Menschen in Israel und Palästina? Wie können wir gewaltlose Kampagnen unterstützen?

Referentinnen: Felicia Langer, Israel, und Inga Rumpf, Tübingen

Kosten: 15 Euro inkl. einfache vegetarische Verpflegung

Information und schriftliche Anmeldung mit Einzugsermächtigung für den Bankeinzug bei evangelische stadttakademie nürnberg, Burgstr. 1-3, 90 403 Nürnberg, e-Mail: feb.stadttakademie@eckstein-evangelisch.de
Gemeinsame Veranstaltung mit dem FrauenWerk Stein e.V.

2-Zimmer- Wohnung,

Nähe Altmühlsee

Küche, Bad, Balkon in Seniorenwohnanlage mit gehobener Ausstattung.

Einrichtung: Einbauküche, behindertengerechte Badewanne und Dusche. Betreuungsbereitstellung, Ärzte und Einkaufszentrum am Ort, ländliche Umgebung,

weit unter
Neupreis zu
verkaufen.

Tel.: 0 84 58 / 14 32

Letzte Meldung

Weinstock und Reben?

»Geistlicher Gemeindeausbau heute.«
aus: *Veranstaltungsankündigung*

Reihenmittelhaus in Scheinfeld

zu vermieten

120 qm, 5 Zimmer, ÖZH, Carport,
540 Euro + NK

Tel.: 01 71-8 85 75 01

Jugendwerkstatt Langenaltheim

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de